

---

SÍLE MARLIN

---

# VOYEUR UNDERCOVER

---

BLACK NOVEL

---

## LESEPROBE

© 2015 Síle Marlin  
[www.sile-marlin.de](http://www.sile-marlin.de)

Titelschrift unter Verwendung der:  
Bazar by Olinda Martins, lizenziert unter CC BY-ND 2.5

Alle Rechte vorbehalten. Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

## PROLOG

Draußen regnet es den Regen einer späten Jahreszeit – es ist mal wieder November, allein dafür zu warm, wenn auch nicht weniger grau.

Den Vormittag habe ich dort verbracht, wo es noch dunkler ist. Wo sich Kälte, Müll und Stricher den Straßenrand gegenseitig streitig machen. Habe *ihn* gesucht, bin aber nur auf die Sorte Verführer gestoßen, die das schmutzige Geld, ihre schmutzigen Drogen so nötig haben, dass sie sogar bei diesem Hundewetter posieren.

Enttäuscht und erleichtert zugleich, trage ich meinen Frust zum Asiaten. Jetzt zur Mittagszeit stressen dort reger Betrieb, Lärm und Gestank um die Wette – aber genau das brauche ich momentan: das nervende fremdländische Geleier aus dem TV-Gerät; die Leute, deren Anblick ich nie ertrage; die Kitschbildchen, die Leuchtgirlanden, die Plastikblumen. All dies tue ich mir an, um einen Gegenschmerz zu legen. Doch mit dem Betreten des Lokals ist mein Leiden beendet, denn ganz unerwartet treffe ich *ihn* dort an.

Er sitzt inmitten dieser ihm eigenen Aura der Stille, sitzt da am Ende des Tresens auf einem Barhocker, vor sich einen Teller und stochert mit den Esstäbchen lustlos darin herum.

Keiner beachtet ihn.

Dabei nimmt er doch den ganzen Raum ein mit seiner Präsenz, die ich regelrecht wittere. Trotz des olfaktorischen Gaus. Nur so kann man dieses Geruchskompositum aus Desinfektionsmitteln, Frittierfett, orientalischen Gewürzen und Räucherstäbchen bezeichnen.

Ich peile ihn direkt an. Finde den kürzesten Weg zwischen den Tischen hindurch, und dann bin ich bei ihm und irgendwie fernab der gemeinen Welt, mit der ich innerhalb seines Orbits nichts mehr zu tun habe.

Mein Dank gilt dem Himmel und der Hölle, und ich nehme den leeren Platz neben ihm ein.

»Hallo.«

Er schaut auf und mich an und sucht in meinem Gesicht nach einem guten Grund, meinen Gruß zu erwidern, findet keinen und konzentriert sich wieder auf seinen vegetarischen Fraß.

»Ist das Gericht zu empfehlen?« Ich versuche es erneut und habe Glück. Diesmal lässt er sich auf meine Belästigung ein.

»Ja. Mag vielleicht nicht so rüberkommen, aber das liegt daran, dass ich keinen wirklichen Hunger habe.«

»Warum bestellt man ein Essen, wenn man keinen Hunger hat?«

»Vermute mal, aus Gewohnheit.«

Die Kellnerin schiebt mir ein Glas hin, randvoll mit Eiswürfeln. Ich schaue kurz zum Getränkeautomaten, der von einer Horde Halbstarker belagert wird. Ich habe keinen Durst. Der Hunger dominiert. Gerne würde ich meinem Nebensitzer begreiflich

machen, wie ausgehungert ich bin, will aber nicht als notgeil überkommen.

Ich kann mich nicht sattsehen an seinem Profil.

Das Glas muss meine Unsicherheit abfangen. Ich drehe es am oberen Rand um die eigene Achse, als wollte ich die Eiswürfel darin von allen Seiten begutachten und mache vermutlich ein angestregtes Gesicht. Das leise Klimpern der Würfel lässt mich frösteln.

Mein Blick streunt umher. Schnüffelt an der Konkurrenz. Überzeugt mich, dass die Gesichter reizlos sind, um nicht zu sagen minderwertig. Die Girlies vom Nachbartisch vergeuden Schmachtblicke aus den Augenwinkeln heraus, mein Nebensitzer bekommt es nicht mit, weiß ohnehin um seine Wirkung, ist es gewohnt.

*Er gehört mir*

In Gedanken lege ich ihm ein Halsband um.

Er seziert weiterhin das tote Gemüse auf seinem Teller und tut, als hätte mein Darben nichts mit ihm zu tun.

Die Speisekarte steckt in einer schmierigen Klarsichthülle. Mein Daumen wischt einen Tropfen vom beschlagenen Glas.

Die Bedienung macht ihr Misstrauen kund. »Stimmt was nicht mit dem Essen?«

»Nichts zu beanstanden«, säuselt er und braucht die Frau nur anzulächeln, um sie vorerst zu beruhigen. Dennoch wird sie ihn ab sofort im Auge behalten.

Ich frage mich, wie lange er hier schon vor seinem kalten Essen sitzt. Dass er sich von seinem erfickten Geld einen Aufenthalt im Trockenen erkaufen muss, stimmt mich traurig und erweckt meine Nächstenliebe von den Toten.

»Hast du ... nach dieser *Gewohnheit* schon etwas vor?«

Er blickt von seiner Kaltspeise auf, aber nicht zu mir. Der Fernseher auf dem Regal zeigt ihm kleine Leute in exotischen Trachten, in fremder Umgebung, außerdem reden die kleinen Leute in dem Kasten (ausländisches Fabrikat) in einer fremden Sprache und inszenieren ihre fremden Dramen. Alles ist unvertraut, fern, ich kann nicht glauben, dass diese Menschen auf demselben Planeten leben wie ich, geschweige denn in derselben Dimension.

»Von mir aus können wir sofort gehen«, sagt er in Richtung Mattscheibe.

Ich winke die Bedienung zu uns rüber und bezahle sein Essen.



Draußen ist immer noch November. Sind die Straßen immer noch nass, ist es immer noch grau. Grau ist die Farbe meiner Gier.

Wir gehen die Straße entlang wie fremdgesteuert, reden nichts wie selbstverständlich. Betreten das Haus mit der Nummer 61.

Der Concierge schwitzt nicht hinter seiner Theke.

*Gut so*

Über seinen Verbleib mache ich mir keine Gedanken. Ein Zeuge weniger ist besser als einer zu viel.

Wir betreten den Fahrstuhl.

Er lehnt sich an die Innenwand, sieht mich an oder durch mich hindurch. Weiter nichts.

»Zu dir?«, frage ich.

Er senkt den Blick – ich soll die Belustigung darin nicht sehen – und verzieht den Mund zu einem schiefen Lächeln.

Es war immerhin ein Versuch.

Ich drücke den Knopf mit der Nummer 14.

Wir steigen im 13ten Stock aus.



*Ich bin hier*

Minutenlang steht er nun schon am Fenster. In derselben Haltung, in der ich ihn das erste Mal auf der gegenüberliegenden Seite gesehen habe. Die eine Hand hält den Vorhang zur Seite, mit der anderen stützt er sich an der Wand ab – diesmal jedoch hat er mir den Rücken zugewandt, nicht sein Gesicht. Diesen Menschen von hinten zu sehen, lässt in mir Gefühle der Ablehnung, Trennung, Isolation aufkommen.

Ich lehne neben der Wohnungstür, stehe auf der falschen Seite des Zimmers. Habe ihm den Raum überlassen, beobachte ihn. Respektiere, dass er alleine sein will.

*Ich bin hier*

Meine Fingerspitzen kribbeln, meine Arme durchwachsen den ganzen Raum, meine Hände legen sich ihm auf die Schultern – so kommt es mir vor – und ich weiß, dass ich vergehen werde, wenn er mich noch länger so eifrig mit Missachtung quält.

Er steht dort am Fenster – solange wie ein Tod dauert.

»Ich bin hier«, sage ich leise.

Das langsame Anheben und Senken seiner Schultern verrät, dass er tief einatmet und noch länger ausatmet. Entweder unterdrückt er diesen Seufzer, um mich nicht zu kränken – oder er hat sich mit diesem soeben zu einer Beleidigung durchgerungen.

Plötzlich wendet er sich wieder dem Nichts im Raum zu, mich eingeschlossen. Die CD neben dem Player ist ihm Grund genug, mich weiterhin zu ignorieren. Er geht die Titelliste durch.

Ich sage: »Das letzte Mal bist du sehr schnell verschwunden.«

Verwunderung kräuselt seine Stirn. Ob aufgrund meines Vorwurfs oder der Auswahl an Titeln ist schwer zu deuten, ich beziehe es dennoch auf mich.

»Darf ich?« Er wedelt mit der CD.

Ich zucke mit den Schultern.

*Nur zu*

Er ist hier heimisch, ich bin ein Fremdkörper in meiner eigenen Bleibe, habe alle Hoheitsrechte an ihn abgetreten.

The Doors erklingen aus der Vergangenheit, nehmen die Gegenwart ein und untermalen diese Szene: Die Augen geschlossen, gibt er sich dem Moment hin, und wenn es in diesem Zimmer zuvor windstill war, dann ist jetzt, mit dem Einsetzen der Musik, eine Brise aufgekommen und diese wiegt seinen Körper. Er nickt im Takt zur Melodie, sie trägt ihn fort, noch weiter von mir weg. Er weiß die Mittel zu nutzen, um sich in Szene zu setzen, um mich hinzuhalten.

Mein Herzmuskel rennt auf der Stelle und bringt mich nicht voran.

Schließlich brechen seine verdammten blauen Augen wieder durch und erfassen mich – *er besitzt tatsächlich die Gabe, mit ihnen zu singen* – und aus seinem Blick klaube ich alle relevanten Verse zusammen, die von Schmerz und Leid handeln. Er mustert mich. Ich glaube, er versucht mich in dem Lied unterzubringen. Dennoch verstehe ich es als Aufforderung. Pralle von der Wand ab, überbrücke endlich meinen Abgrund, bin bei ihm, dränge ihn an die Wand. Meine Fäuste knüllen den Stoff über seiner Brust, er wehrt sich nicht.

Meine Stirn auf seiner.

Seine Augen sind jetzt ganz nah und meinem unersättlichen Starren ausgeliefert. Er aber sperrt sein Blau weg, darum schließe ich selbst die Lider, um mich nur von meinem eigenen, *inneren* Meister führen zu lassen, nach dessen Regeln zu handeln.

Wir sind zwei Rüden, die sich beschnüffeln.

Reiben unsere unrasierten Wangen aneinander, scheuern unsere Eitelkeit wund.

Sein Shirt ist mir im Weg. Er übernimmt diesen Part für mich und zieht es sich selbst über den Kopf, hilft mir dann aus meinem. Ich mache mich an seiner Hose zu schaffen, doch er geht in die Hocke, um seine Stiefel auszuziehen, also tue ich es ihm gleich. Nach dieser Unterbrechung lässt er sich wieder von mir anfassen. Die restlichen Hüllen fallen, irgendwann sind wir beide nackt, die Verwandlung zum Wolf ist vollendet, draußen kein Mond, um ihn anzuheulen.



Keiner von uns wird seine Rute einklemmen, keiner sich unterwerfen.

Aber ich will dominieren. Obwohl er der Vorreiter ist.

Denn er hat das schon zig Mal gemacht. Nicht mit *mir* – sondern mit anderen, Männern wie Frauen; nicht aus Liebe, sondern gegen Bares. Warum also sollte ich eine Ausnahme sein? Doch damit kann ich mich nicht abfinden. Denn ich bin nicht wie sie, bin keiner von denen und will nicht glauben, dass er nur sein Programm abspult, ich will, dass seine Berührungen gezielt gegen mich gerichtet sind, denn ich nehme sie persönlich.

Abermals schließe ich die Augen. Als wenn sich der Drang damit einsperren ließe.

Ich weiß nicht, wohin mit meinem Schwanz.

*Hilf mir*

Mein Trieb stochert wie blind, der Boden schwankt, und gegen den Schwindel ankämpfend, reiße ich die Lider wieder auf – mein Blick stürzt direkt in seine Augen, die sind aufmerksam und kalt, haben die ganze Zeit über mein Minenspiel verfolgt, das alles über meine geprellte Seele verraten hat. Ich komme mir nackt vor, dabei bin ich das schon.

*Lass mich*

Er hat seinen Griff in meinem Nacken verstärkt und zerrt an meinem Haar.

*Erlöse mich*

Seine Augen orakeln mein Schicksal, sind Richter, die über mich urteilen, mein Geständnis erzwingen, und es kommt etwas über

mich, das in all den Jahren meiner Beziehungen zu Frauen nicht ein einziges Mal über meine Lippen gekommen ist.

»Ich liebe dich«, höre ich mich selber zu einem Mann sagen, der Verzweiflung nahe.

»Das sagen sie alle«, höre ich ihn sagen und bin in der Verzweiflung angekommen.

Er hat sein Urteil gefällt. Weidet sich an meiner Crux. Führt mich zur Schlachtbank. Ich bin ein Fremdkörper in meiner eigenen Haut. Habe alle Besitzrechte an ihn abgetreten.

Jetzt, da er über mich verfügt, setzt er seinen Anspruch mit Gewalt durch. Reißt meinen Kopf an den Haaren nach hinten, rammt mir einen Handballen vor das Schlüsselbein – der Schlag kommt unerwartet und hebt meine Balance aus –, ich taumle, mache eine halbe Drehung, will weg, will keinen Kampf, nicht so einen, doch er bekommt meinen Unterarm zu fassen und legt mir Zügel an, indem er mir den Arm auf den Rücken dreht – und so vorgespannt, stolpere ich in Richtung Fenster. Er schubst mich vor sich her, stößt mich von sich, aufs Bett, dann ist er auf mir und wieder spüre ich eine Klammer im Genick, mein freier Arm jedoch kann oder will nichts ausrichten. Jetzt erst wird mir klar, wie sehr ich ihn unterschätzt habe – ihn und seine Kraft, und ich frage mich, woher er sie bezieht.

*Unmöglich durch mich*

Mir wird schlecht, gleich muss ich kotzen, blind vor Wut beiße ich zu und bekomme doch nur das Kopfkissen zwischen die Zähne, in

das ich meine Niederlage hineinwürge, als sich der Schmerz der absoluten Erniedrigung in meinen Enddarm rammt.

Er ist über mir, hinter mir, in mir.

Je mehr ich mich auflehne, umso fester stößt er zu.

Ich versuche ihn abzuwerfen, aber schaffe es nicht – vielleicht, weil ich es gar nicht will. Meine Vernunft, mein Wille waren die ersten Fremdkörper, die ich abgestoßen habe.

»Du liebst mich?«, brüllt er.

*Ja*

»Du willst Männer lieben?«, brüllt er.

*Nein*

»Dann stell dich zukünftig darauf ein!«

Stille.

Atmen.

Er ist aus mir raus. Doch der Schmerz steckt noch drin.

Er wälzt sich von mir runter. Liegt neben mir und ist Schlachtfelder entfernt. Himmel und Hölle haben die Plätze getauscht.

In mir pocht der Schmerz. Bohrt sich durch meine Eingeweide nach oben, Zwischenhalt Herz, von da weiter in Arme, Kopf und hinaus zum Mund als Schrei. Ich stemme mich auf, er fängt meine Faust noch im Anflug ab, hält mein Handgelenk fest umklammert und meine Wut auf Abstand, sein Blick ist Schutzschild und Waffe zugleich, und ich bilde mir sogar ein, darin zu sehen, dass es ihm genauso wenig Vergnügen bereitet hat wie mir.

Er ist ein geschickter Heuchler – ich bin ein leichtgläubiger Narr.

Die Erkenntnis verbannt mich wieder in meine alte Vereinsamung – und *dieser Schmerz* war schon immer da. Derselbe Schmerz, der auch in seinen Augen nistet und blind macht für Alternativen.

*Du willst so sein wie ich*

*Ich habe dich vorgewarnt*

Schließlich begreife ich. Er ist viel einsamer als ich. Mein Engel dient einzig seiner eigenen Rache. All die Demütigungen, jeden Missbrauch, alle ihm zugefügten Schmerzen hat er auf mich übertragen. Er hat mich nur eingelernt.

Ich lasse meinen Arm sinken – er lockert seinen Griff, seinen Blick.

Endlich finde ich die menschliche Sprache wieder. »Um mich gefügig zu machen, bedarf es keiner feindlichen Übernahme meiner Seele.«

Er lässt mein Handgelenk los, gibt mich frei. Zumindest körperlich kann ich mich jetzt von ihm losreißen. Entkräftet setze ich mich auf den Boden, drehe ihm den Rücken zu, lehne meinen Körper, den er markiert hat, gegen das kalte Rohrgestell des Bettes.

Muss meine Wunden lecken.

Im Player dreht sich immer noch die CD. Die Musik und die Atmosphäre sind zwei unverträgliche Komponenten, zwei Schichten, die sich überlagern, aber nicht passen wollen. Einzig Jim Morrisons Stimme, die *This is the end* predigt, verschweift den Moment zu einem leidlichen Taubheitsgefühl.

*Ich bin hier*

Solange ich ihm den Rücken zuwende, ist keine Versöhnung möglich. Aber ich brauche ihn dafür.

Solange ich ihm den Rücken zuwende, wird er ungenutzt daliegen.

Und obwohl ich ihm den Rücken zuwende, sehe ich ihn plötzlich genau vor mir, sehe, wie er daliegt und mit geschlossenen Augen an die Decke starrt, für den Tod übt.

Die Musik verstummt, The Doors gehören wieder der Vergangenheit an. Der Regen prasselt gegen das Fenster und bringt seinen eigenen Soundtrack ein.

Ich rede in das Nichts vor mir. »Nebenbei – ich heiße Gavin.«

»Ich weiß«, antwortet er.

Ich drehe mich zu ihm um. »Verrätst du mir deinen Namen?«

Er starrt an die Decke – mit offenen Augen. »Jetzt noch nicht.«

Der Roman ist als eBook erhältlich.